

Philipp Ther

Deutsche Geschichte als transnationale Geschichte: Überlegungen zu einer Histoire Croisée Deutschlands und Ostmitteleuropas

Es gibt wohl kaum eine Wissenschaft, deren Institutionalisierung so eng an das Projekt der Nation geknüpft ist wie die Geschichte.¹ Auch wenn sich die deutsche Geschichtswissenschaft vordergründig bereits vor langer Zeit von der traditionellen Nationalgeschichte distanziert hat,² bewegen sich die meisten Historiker immer noch innerhalb eines analytischen Rahmens, der durch den Nationalstaat vorgegeben ist. Wie Chris Lorenz in Kanada und den USA beobachtet hat, verstärkt sich dieser Trend gerade in Reaktion auf die Globalisierung und die Postmoderne.³ Die zunehmende räumliche, kulturelle und nach Ansicht von Konservativen auch normative Entgrenzung der Welt führt zu einer Rückbesinnung auf scheinbar feststehende Gebilde wie den Nationalstaat, nationale Werte und demzufolge auch eine Nationalgeschichte, wie man sie eigentlich eher in den fünfziger Jahren vermuten würde. In Europa und in Deutschland sieht der Zeitgeist – zumindest unter Historikern – auf den ersten Blick anders aus. Der Historikerverband hat hierfür 2000 ein Zeichen gesetzt, indem er Natalie Zemon Davis auf dem Historikertag zu einem Festvortrag über World History einlud, in Zeitschriften wie *Geschichte und Gesellschaft* läuft eine interessante Debatte über transnationale Ansätze, und darüber hinaus gibt es zahlreiche fruchtbare Bemühungen um eine Öffnung der deutschen Geschichte.⁴ Doch auch in der Bundesrepublik gibt es meistens implizite Ge-

1 Einen kompakten Überblick über die Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft im europäischen Vergleich bietet: R. G. Suny, *History and the making of nations*, in: *Cultures and Nations of Central and Eastern Europe. Essays in Honor of Roman Szporluk*, hrsg. von Z. Gitelman u. a., Cambridge 2000, S. 569-589. Der vorliegende Text wurde in leicht gekürzter Fassung als Antrittsvorlesung der Juniorprofessur für Polen- und Ukrainestudien an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder gehalten.

2 Vgl. als Beispiel das Vorwort des Herausgebers der Reihe „Deutsche Geschichte“, Joachim Leuschner, zu H.-U. Wehler, *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918* (6., bibliographisch erneuerte Ausgabe), Göttingen 1988, S. 5 f. [Die erste Auflage und das Vorwort wurden 1973 publiziert. A. d. V.].

3 Vgl. C. Lorenz, *Comparative Historiography: Problems and Perspectives*, in: *History and Theory* 38 (1999) 1, S. 25-39, hier S. 26 f.

4 Von besonderem Interesse sind dabei postkoloniale Ansätze. Vgl. dazu den grundsätzlichen Text von S. Conrad, *Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte*, in: *GG* 28 (2002), S. 145-69. Die Fruchtbarkeit

genbewegungen zu einer globalisierten und europäisierten Sichtweise auf die Geschichte. Vertreter der Bielefelder Schule wie Hans-Ulrich Wehler werben offen für die Relevanz des Nationalen und des Nationalstaats als dem geschichtsmächtigsten Faktor der europäischen Moderne und damit auch als der vorzuziehenden Untersuchungseinheit. Der überaus große Erfolg von Heinrich August Winklers Buch „Der lange Weg nach Westen“ belegt die ungebrochene Attraktivität nationaler Meistererzählungen beim Lesepublikum, von dem sich die Geschichtswissenschaft nicht abkoppeln darf. Paradoxerweise birgt auch die seit einigen Jahren in Deutschland und Frankreich laufende Debatte um die Erneuerung des Vergleichs, die Transfergeschichte und die Verflechtungsgeschichte die Gefahr einer Stärkung des nationalgeschichtlichen Paradigmas. Die Frage, ob die Nation und der Nationalstaat auch in Zukunft die bevorzugten Untersuchungseinheiten von historischen Vergleichen und den nahe verwandten transfer- und verflechtungsgeschichtlichen Ansätzen sein können, ist denn auch das Thema dieses methodisch orientierten Essays.

Einleitend wird gezeigt, dass Thomas Nipperdey, Hans-Ulrich Wehler und jüngst Heinrich August Winkler deutsche Geschichte abgesehen von den Verflechtungen auf der Ebene der internationalen Politik aus einer internalistischen Perspektive dargestellt haben. Dieser Perspektive wird im Hauptteil die empirisch nachweisbare Beziehunghaftigkeit oder auch Verflochtenheit der deutschen und der ostmitteleuropäischen Geschichte gegenübergestellt. Die gegenseitige Beeinflussung der deutschen mit der polnischen, tschechischen und österreichischen Geschichte war in der europäischen Moderne so intensiv, dass die Entwicklung Deutschlands und einer deutschen Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert nicht aus sich selbst heraus erklärt werden kann.

Dieser Befund, der hier mit zentralen Themenfeldern der deutschen und ostmitteleuropäischen Geschichte unterlegt wird, kann indes nicht ohne Konsequenzen für komparative und transfergeschichtliche Methoden bleiben, auf denen der Schwerpunkt des Schlussteils liegt. Bislang beruhen historische Vergleiche sehr häufig auf der Gegenüberstellung von nationalen Fällen. Ein klassisches Beispiel hierfür ist die Sonderwegsthese mit all ihren Verästelungen. Doch können solche Vergleiche überhaupt noch aussagekräftig und operationalisierbar sein, wenn sich Nationen und Nationalstaaten nicht als geschlossene und klar abgrenzbare Entitäten erweisen? Wenn komparative Studien nicht mehr auf diesen Makro-Objekten beruhen, welche anderen Untersuchungseinheiten wären dann sinnvoll?

postkolonialer Ansätze auf gesamteuropäischer Ebene belegt darüber hinaus S. Conrad, S. Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2002. Der Titel des Vortrags von Davis lautete „One history, multiple stories“.

Transferegeschichtliche Ansätze haben gegenüber der komparativen Methode auf den ersten Blick den Vorteil, dass ihre analytische Kraft nicht auf der vorherigen Isolation der Gebiete bzw. Fallstudien beruht, zwischen denen sich kulturelle Austauschprozesse vollzogen.⁵ Der Blick auf „kulturelle Transfers“ bietet sich daher a priori besser an, die gegenseitige Beeinflussung zwischen Deutschland und seinen östlichen Nachbarn zu rekonstruieren. Zudem liegt inzwischen eine sehr umfangreiche Literatur für die Kulturtransfers zwischen Deutschland und Frankreich vor, die dafür wichtige methodische Anhaltspunkte liefern kann.⁶ Gleichzeitig zeigt jedoch das Beispiel der „Pariser Schule“ der Transfergeschichte, dass wichtige Vertreter dieses neuen Ansatzes, ähnlich wie früher die prominentesten Vertreter des historischen Vergleichs, sich häufig auf nationalgeschichtliche Fallstudien berufen oder sogar offen für deren Präferenz eintreten.⁷ Wie die immer noch seltenen transfergeschichtlichen Studien belegen, die auf der Basis von Regionen erstellt wurden,⁸ gibt es hierzu Alternativen. Im Anschluss daran dient hier als Ausgangs-

-
- 5 International führende vergleichende Historiker sind lange Zeit für eine isolierte Betrachtung von Fallstudien eingetreten, da sie den Vergleich als das Mittel des Historikers betrachteten, das einem Experiment in den Naturwissenschaften am nächsten komme. Deziert in diese Richtung äußerte sich insbesondere der britische Historiker John Breuilly. Vgl. dessen theoretischen Aufsatz: J. Breuilly, Introduction: Making Comparisons in History, in: ders., *Labour and Liberalism in Nineteenth Century Europe: Essays in Comparative History*, Manchester 1992, S. 1-25, hier S. 3.
 - 6 Diese Literatur wird noch im einzelnen zitiert. Das ursprüngliche Konzept dieser Pariser Schule wurde seit Mitte der achtziger Jahre in verschiedenen Zeitschriftenaufsätzen und in folgendem Sammelband vorgestellt in: M. Espagne/M. Werner, *Transfers. Relations interculturelles franco-allemandes (XVIIIe-XIXe siècle)*, Paris 1988.
 - 7 Michael Werner und Bénédicte Zimmermann reden in ihrem grundlegenden Aufsatz über die *Histoire Croisée* zwar multiplen Räumen und Maßstäben das Wort, um dann aber doch festzustellen: „In Europa wie in weiten Teilen der Welt sind es vor allem die nationalstaatlichen Determinanten, von denen aus Transnationales definiert und erfasst wird.“ Vgl. M. Werner, B. Zimmermann, Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen, in: GG 28 (2002), S. 607-636, hier S. 626 und 629. In der französischen Version des Textes wird dieser Konnex zwischen der Nation und der *Histoire Croisée* noch deutlicher hervorgehoben. Vgl. Dies., *Penser l'histoire croisée: entre empirie et réflexivité*, in: *Annales HSS* 58, Nr. 1 (Janvier-février 2003), S. 7-36, hier S. 8. Trotz dieser Unterschiede ist die fast völlige Gleichzeitigkeit dieser Debatten in Deutschland und Frankreich ein interessantes Indiz für eine Europäisierung der Geschichtswissenschaft in den beiden Ländern.
 - 8 Vgl. in Deutschland insbesondere die zahlreichen Studien, die an der Universität Leipzig erstellt wurden, Kulturtransfers von und nach Sachsen behandeln und schließlich 1999 zur Gründung des SFB „Regionenbezogene Identifikationsprozesse. Das Beispiel Sachsens“ führten. Vgl. als interessante Beispiele auf Regionen bezogener transfergeschichtlicher Studien u. a. M. Espagne, M. Middell (Hrsg.), *Von der Elbe bis an die Seine. Kulturtransfer zwischen Sachsen und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert*, Leipzig 2000; M. Espagne, *Le creuset allemand. Histoire interculturelle de la Saxe (XVIIIe-XIXe siècle)*, Paris 2000.

these, dass beide Methoden, der Vergleich und die nahe verwandte Transfergeschichte oder *Histoire Croisée*, sich von der traditionellen Fixierung der Geschichtswissenschaft auf Nationen und Nationalstaaten lösen müssen, um ihr volles Potential zur Entwicklung einer transnationalen Geschichte Deutschlands und Europas entfalten zu können.⁹

Neben der Öffnung der deutschen Geschichte und ihren neuen Verortung innerhalb Europas ist es das Ziel des Beitrags, mit Hilfe des historischen Vergleichs zur Entwicklung einer europäischen Geschichte beizutragen, die mehr als einen Aufguss der traditionellen Nationalgeschichte in einem größeren Rahmen bietet. Die methodischen Überlegungen beruhen auf dem Stand der Debatten über den Vergleich, die Transfergeschichte und die *Histoire Croisée* in deutschen, englischsprachigen und französischen Zeitschriften.¹⁰ Angesichts der Breite der theoretischen Literatur und der methodisch innovativen Einzelstudien in der „Familie der relationalen Ansätze“ – wie es Michael Werner und Bénédicte Zimmermann treffend formuliert haben¹¹ – versteht

Inzwischen ist die transfergeschichtliche Literatur auf einen erheblichen Umfang angewachsen und kann hier daher nur teilweise behandelt werden. Eine zwar unvollständige, aber dennoch sehr nützliche Übersicht wurde für den Spezialforschungsbereich „Moderne. Wien und Zentraleuropa um 1900“ an der Universität Graz erstellt und ist unter <http://www-gewi.kfunigraz.ac.at/moderne/kutrbib.htm> auffindbar.

- 9 Grundlegend zum Verhältnis von historischem Vergleich und transgeschichtlichen Ansätzen sind u. a. J. Paulmann, *Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts*, in: *Historische Zeitschrift*, Nr. 3 (1998), S. 649-685; M. Middell, *Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis*, in: *Comparativ* 10 (2000), Heft 1, S. 7-41.
- 10 Die laufende Diskussion über den Vergleich in Frankreich wurde durch eine provokative Kritik von Marcel Detienne ausgelöst, der vor allem auf die Schwächen von Marc Bloch hinwies. Vgl. M. Detienne, *Comparer l'incomparable*, Paris 2000, S. 29-30. Unter anderem als Reaktion darauf wurden Anfang 2002 in den *Annales* ein Kapitel mit fünf Aufsätzen über „L'exercice de la comparaison“ publiziert. Vgl. *Annales* IHS 57, no. 1 (janvier-février 2002), S. 27-146. Auf theoretischer Ebene konzentrieren sich die Beiträge auf das Problem des Vergleichs zwischen „nahen“ und „entfernten“ Objekten und der Positionierung des vergleichenden Historikers zu den Fallstudien. Das Problem der nationalen Rahmensetzung von Vergleichsfällen wird jedoch nicht debattiert. Wichtigstes Forum der Diskussion im englischen Sprachraum ist momentan die Zeitschrift *History and Theory*. Vgl. dort die von Chris Lorenz eingeleitete Sektion über komparative Geschichtsschreibung in: *History and Theory* 38, no. 1 (1999): 25-99. Die Beiträge werden, soweit sie für diesen Essay relevant sind, noch im einzelnen zitiert. Kritisch zum historischen Vergleich in Deutschland stellte sich bereits vor einigen Jahren: T. Welskopp, *Stolperstein auf dem Königsweg. Methodenkritische Anmerkungen zum internationalen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 35 (1995), 339-367. Welskops Überlegungen wurden damals allerdings nicht als Auslöser einer breiteren Debatte genutzt. Von besonderem Interesse ist außerdem J. Osterhammel, *Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats. Studien zu Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich*, Göttingen 2001.
- 11 Vgl. M. Werner, B. Zimmermann, *Penser l'histoire* (Ann. 7), S. 8.

sich vermutlich von selbst, dass der Überblick über die Literatur kursorisch bleiben muss. Ausgangsbasis ist die Überlegung, dass eine Affinität zwischen europäischer Geschichte und diesen relationalen Ansätzen besteht, da beide auf der Analyse von mehr als einer Untersuchungseinheit im Rahmen eines Staates oder Sprachgebietes beruhen.¹² Allerdings bedarf es noch der methodischen Weiterentwicklung, um diese Affinität zum beiderseitigen Vorteil auszubauen.

Die eingangs kritisierte Orientierung auf den Nationalstaat ist nur nicht nur ein Problem der sogenannten „allgemeinen“ Geschichte, sondern auch der Sozialgeschichte und des Vergleichs. Dieser Befund überrascht bei der Sozialgeschichte zunächst, war sie doch dazu angetreten, mit dem national befangenen Historismus in Deutschland zu brechen. Warum blieb die Sozialgeschichte also von einer internalistischen Perspektive geprägt, die Lutz Raphael am Beispiel der Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“ statistisch belegen konnte?¹³ Ein Grund liegt in den Modernisierungstheorien, die sozialhistorische und -wissenschaftliche Forschungen lange Zeit leiteten. Nach Durkheim oder nach Max Weber war der Nationalstaat ein Ausdruck der Moderne,¹⁴ der zudem die Statistiken erzeugte, die man für die lange Zeit modischen quantitativen Studien benötigte. Ähnlich sahen das auch die Marxisten, weswegen die Sozialgeschichte bis heute trotz aller Erkenntnisse über den regionalen und grenzüberschreitenden Charakter der Industrialisierung¹⁵ immer noch von einer deutschen, englischen, jedenfalls einer national spezifischen Arbeiterschaft spricht.

In der deutschen Sozialgeschichte der Nachkriegszeit wurde eine zweifache Rahmensetzung bzw. Reduktion eingeführt. Einerseits beschäftigte man sich unter der Rubrik der deutschen Gesellschaftsgeschichte mit jenem Gebiet, das innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches von 1871 lag, und

12 Vergleiche innerhalb eines Nationalstaates oder einer Nation, z. B. über die drei Teilungsgebiete Polens im 19. Jahrhundert, werden hier primär als Teil der nationalen, nicht der vergleichenden Geschichte angesehen.

13 Vgl. L. Raphael, Anstelle eines „Editorials“: Nationalzentrierte Sozialgeschichte in programmatischer Absicht: Die Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft“ in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens, in: GG 26 (2000), S. 5-37. Raphaels regionalspezifischer Aufschlüsselung zufolge (ebd. S. 25) behandelten ganze drei oder 0,8 Prozent der Beiträge zwischen 1975 und 1999 „Mitteluropa“. Diese Region rangierte damit noch mit weitem Abstand hinter Lateinamerika, Rußland und der Sowjetunion oder Afrika und Asien. Wenn also in der gegenwärtigen Debatte über transnationale Zugänge zur Geschichte eine Marginalisierung konstatiert wird, dann betrifft sie vor allem die östlichen Nachbarn der Deutschen.

14 Vgl. zur problematischen Gleichsetzung des Nationalstaats mit Modernität C. Applegate, A Europe of Regions: Reflections on the Historiography of Sub-National Places in Modern Times, in: American Historical Review 104 (Oktober 1999), S. 1157-1182.

15 Vgl. S. Pollard, Peaceful Conquest: The Industrialization of Europe 1760-1970, New York 1981.

zwar weitgehend unabhängig davon, ob es sich um die Zeit vor oder nach der Reichsgründung handelte, andererseits wurde nur die deutsche bzw. die deutschsprachige Bevölkerung innerhalb dieses Raumes erfasst. Insbesondere die Bielefelder Schule schrieb seit 1945 kleindeutsche Geschichte, in der Regel mit einem Schwerpunkt auf Preußen, ließ dabei aber die Polen und andere Minderheiten im Deutschen Reich bzw. im Deutschen Bund weitgehend außer acht.¹⁶ Ganz deutlich zeigt sich diese zweifache nationalstaatliche und ethnische Grenzziehung in Hans-Ulrich Wehlers Gesellschaftsgeschichte, vor allem dem ersten Band. Obwohl zwischen 1700 und 1815 nur wenige Prozesse die Gesellschaft, die bei Wehler verfrüht als deutsch bezeichnet wird, auf die Dauer so stark veränderten wie die Teilungen Polens, kommen sie in seinem Buch in exakt sechs Nebensätzen vor.¹⁷ In den nachfolgenden Bänden seiner Gesellschaftsgeschichte geht Wehler etwas häufiger auf Polen ein, doch zieht sich dieser *Borussismus ohne Polen* bis zum Ende seiner mehrbändigen Darstellung durch. Die polnischsprachige Bevölkerung im Deutschen Reich erscheint allenfalls als ein Objekt wilhelminischer Nationalitätenpolitik, nicht aber als ein Subjekt deutscher Geschichte, das sie durch die Teilung wurde.¹⁸ Ähnlich absent sind die Polen auch in der Deutschen Geschichte von 1866-1918 von Thomas Nipperdey. Der Unterschied liegt darin, dass Nipperdey seine internalistische Perspektive gleich zu Beginn seines Hauptwerks in einem Satz offenlegt: „Deutsche Geschichte ist die Geschichte der Deutschen, des Deutschen Volks.“¹⁹ Die von Deutschen beherrschten und besetzten Nachbarationen, allen voran Polen und Tschechen, hätten hier vermutlich eine andere Meinung, aber die Polen sind bei Nipperdey ohnehin durch ihr „em-

16 Die einzige Ausnahme ist die Geschichte der Juden in Deutschland, die aber häufig auf die zwei Pole Assimilation oder Zionismus reduziert wurde, ohne einen dritten, u. a. in Polen begangenen Weg zuzugestehen, jener einer jüdischen nationalen Minderheit in Deutschland.

17 Vgl. H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Erster Band, Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815, München 1987, S. 46, 219, 241 (hier konzidiert Wehler einen Impuls der Teilung Polens auf die Schaffung des Allgemeinen Landrechts von 1794), 261 und 353. Der Hinweis auf die polnische Verfassung, immerhin die erste in Europa, fehlt völlig.

18 Im zweiten Band widmet Wehler der Polenbegeisterung immerhin ein paar Absätze. Vgl. H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Zweiter Band, Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815–1845/49. Vgl. zur Polenpolitik Preußens und des Deutschen Reiches Ders., Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Dritter Band. Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, München 1995, S. 961-965, 1068-1071 und 1075-1077.

19 T. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918. Erster Band. Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1990, S. 9. In dem älteren Werk Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983 bekommen die Juden in Deutschland immerhin ein eigenes Kapitel zugewiesen (vgl. S. 248-255), aber die Polen bleiben wie bei Wehler marginalisiert.

phatisches Nationsverständnis“ disqualifiziert.²⁰ Und auch der Telos des „langen Wegs nach Westen“ lässt so gut wie keinen Raum für die Polen und die Tschechen als Mitgestalter deutscher Geschichte oder den Fakt, dass Deutschland bis 1945 von einem ausgeprägten und auf fatale Weise realisierten „Drang nach Osten“ geprägt war. Um hier Missverständnissen vorzubeugen: Es geht hier nicht um eine normative Kritik an der Westbindung, die den Deutschen so langen Frieden und schließlich sogar die staatliche Einheit gebracht hat, sondern um die Frage, ob sich dieser Telos auf die deutsche Geschichte von vor 1945 anwenden lässt.

Die vergleichende Geschichte in Deutschland, die stark von der Sozialgeschichte und der Bielefelder Schule beeinflusst wurde, hat diese Orientierung auf eine zweifach reduzierte Nationalgeschichte weitgehend übernommen und zur Basis komparativer Studien erhoben. Die Sonderwegsthese beispielsweise beruht auf Vergleichen Deutschlands mit einem Schwerpunkt auf Preußen mit westeuropäischen Nationalstaaten oder „dem Westen“.²¹ Heinz-Gerhard Haupt und Jürgen Kocka haben die Herausarbeitung nationaler Spezifika schließlich sogar zum eigentlichen Zweck des Vergleichs erklärt. Die beiden Sozialhistoriker schrieben im Vorwort ihres weit verbreiteten Sammelbandes über Geschichte und Vergleich: „Die Verbreitung vergleichender Forschung in relevanten europäischen Historiographien soll den Blick für nationale Unterschiede schärfen.“²² In der Einleitung wird diese Festlegung zwar etwas relativiert, aber der Horizont vergleichender europäischer Geschichte bleibt auf einen im wörtlichen Sinne *internationalen* Vergleich beschränkt. Obwohl er für komparative Studien „jenseits des Nationalstaats“ plädiert und den wichtigsten Beitrag zur derzeitigen Methoden-Debatte in Deutschland verfasst hat,²³ findet sich diese Perspektive auf die europäische Geschichte auch bei Jürgen Osterhammel wieder. Das Plädoyer für einen Vergleich zwischen Na-

20 Ebenda, S. 266.

21 Vgl. dazu J. Kocka, *Asymmetrical Historical Comparison: The Case of the German Sonderweg*, in: *History and Theory* 38 (1999), S. 40-51, hier S. 41-43. Allerdings sehen die Kerne der Sonderwegsthese, die Kocka im Laufe der Debatte bestätigt sah (darunter u. a. eine Tendenz zur Bürokratisierung, die Gleichzeitigkeit tiefer politischer, sozialer und wirtschaftlicher Umbrüche) weit weniger fest aus, wenn man die deutsche mit der tschechischen Gesellschaft vergleicht. Dort waren ähnliche Faktoren wirksam, und doch entwickelten die Tschechen in der Zwischenkriegszeit eine der stabilsten Demokratien in Europa.

22 H.-G. Haupt und J. Kocka (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M. 1996, S. 7 (Vorwort).

23 Jürgen Osterhammel sieht ähnlich wie Haupt und Kocka den innereuropäischen auf einen „inter-nationalen“ Vergleich beschränkt. Vgl. dazu J. Osterhammel, *Transkulturell vergleichende Geschichtswissenschaft*, in: *Ders., Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats. Studien zu Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich*, Göttingen 2001, S. 11-45, hier S. 12 f.

tionalstaaten und Nationen beruht letztlich auf einer verkürzten Rezeption von Marc Bloch. Der Mitbegründer der *Annales* plädierte in seinem Aufsatz *Pour une histoire comparée des sociétés européennes* zwar ebenfalls für eine Analyse der Unterschiede zwischen „nationalen Milieus“,²⁴ doch in seinen Monographien widmete er sich stärker kleineren Untersuchungseinheiten, vor allem Regionen. Die von Jürgen Kocka herausgegebenen Bände über das Bürgertum im 19. Jahrhundert zeigen trotz ihrer Schrittmacherfunktion für eine Europäisierung der Sozialgeschichte in Deutschland die Problematik des nationalgeschichtlichen Vergleichs in der Praxis.²⁵ Die „europäische Vielfalt“ gerinnt dort vor allem im ersten Band zu einer Aufreihung und Gegenüberstellung nationaler Fälle. Auch wenn die von ihm bereits Mitte der 1980er Jahre geleistete Zusammenstellung west- und osteuropäischer Geschichte im Nachhinein als visionär erscheint,²⁶ so bleiben auch in der Einleitung über das deutsche Bürgertum im europäischen Vergleich Fragen offen. Wo beispielsweise gab es ein deutsches Bürgertum? Gehören die baltischen, Wiener oder Prager Bürger deutscher Zunge, die mit dem Kerngebiet des Deutschen Bundes und später des Deutschen Reiches bekanntermaßen in engem Kontakt standen, zu diesem Bürgertum oder nicht? Sind Gustav Mahler oder Sigmund Freud nicht auch gleichzeitig deutsche Bürger? Wo verliefen also nicht nur soziale, sondern kulturelle, ethnische und räumliche Grenzen des bürgerlichen Projekts, oder – etwas weiter gefasst – der Gesellschaftsbildung in den deutschen Ländern, die man für die Zeit vor 1866 vielleicht öfter im Plural erfassen sollte? Die moderne Geschichte Deutschlands ist von einer häufigen und starken Veränderung dieser Grenzen bestimmt. Das betrifft vor allem äußeren, staatlichen, aber auch die inneren, ethnischen Grenzen. Die wechselnde, nach Osten zu von territorialen Lücken, imperialer Herrschaft und Diaspora bestimmte Zusammensetzung einer deutschen Gesellschaft verlangt andere Herangehensweise als jene, die von der Perspektive des modernen Territorial- und Nationalstaats geprägt sind.

24 Eine neue Übersetzung des Artikels findet sich in Marc Bloch. Aus der Werkstatt des Historikers, hrsg. von P. Schöttler, Frankfurt a. M. 2000, S. 122-159.

25 J. Kocka (Hrsg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, 3 Bde., München 1988. Die drei Bände enthalten zahlreiche Studien zu einem nationalen Fall und einige Vergleiche, die aber auch stets auf nationalstaatlichen Fallstudien beruhen.

26 Jüngst hat Jürgen Kocka überzeugend für eine Zusammenschau deutscher und ostmitteleuropäischer Geschichte plädiert. Vgl. J. Kocka, *Das östliche Mitteleuropa als Herausforderung für eine vergleichende Geschichte Europas*. In: *ZfO* 49 (2000), S. 159-174

Polnische Geschichte als deutsche Geschichte

Die Geschichte Polens wird heute ausschließlich als ein Teil der osteuropäischen Geschichte behandelt. Bis auf wenige Ausnahmen wie Till van Rahdens Studie über die Breslauer Juden²⁷ gilt dies auch für die ehemals deutsch besiedelten Gebiete in Ostmittel- und Osteuropa. Durch diese selbst gewählte Nichtzuständigkeit der allgemeinen Geschichte und die Verortung des östlichen Europas auf einer Skala relativer Rückständigkeit ist der große Anteil Polens an der deutschen und europäischen Geschichte fast in Vergessenheit geraten. In folgenden geht es darum, diesen Anteil skizzenhaft zu rekonstruieren und damit grundsätzlich zu zeigen, dass Polen und andere slawophone nicht nur Objekte, sondern Subjekte deutscher Geschichte waren.²⁸

Mit den Teilungen Polens begann eine *konfliktvolle Verschränkung* deutscher und polnischer Geschichte, die sich im Grunde erst mit den deutsch-polnischen Verträgen von 1990/91 gelöst hat. Ende des 18. Jahrhunderts war Polen neben Frankreich das zweite Zentrum des Konstitutionalismus und der Demokratie auf dem Kontinent.²⁹ Allerdings verloren die Polen 1794 ihren Revolutionskrieg, so dass fortan die preußische Herrschaft in Ostmitteleuropa mit einer Unterdrückung demokratischer Bestrebungen gekoppelt blieb. Im Vormärz lebte das deutsch-polnische Verhältnis vor allem von der Faszination für die polnische Nationalbewegung. Die aufständischen Polen verfügten zwar noch nicht über die soziale Breite, aber über das gesamte Repertoire an konkreten Zielen, Phantasmen und Symbolen einer modernen Nationalbewegung. Bei ihrem Aufstand von 1830/31 bezogen sich die Polen auf ein klar umrissenes Staatsgebiet, die Adelsrepublik in den Grenzen von 1772, eine unumstrittene Hauptstadt, eine Verfassung und eine Flagge, während sich die deutsche Nationalbewegung zu jener Zeit noch nicht einmal einig war, wo das erhoffte Gebiet eines Nationalstaats lag oder welche Stadt dessen Zentrum

27 Vgl. T. van Rahden, *Juden und andere Breslauer. Die Beziehungen zwischen Juden, Protestanten und Katholiken in einer deutschen Großstadt von 1860 bis 1925*, Göttingen 2000.

28 Grundlegend wird die deutsch-polnische Beziehungsgeschichte behandelt von K. Zernack, *Das Jahrtausend deutsch-polnischer Beziehungsgeschichte als geschichtswissenschaftliches Problemfeld und Forschungsaufgabe*, in: Ders., *Preußen – Deutschland – Polen. Aufsätze zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen*, Berlin 1991, S. 3-42. Des weiteren beschränkten sich die Literaturhinweise in diesem empirischen Teil des Essays auf wenige Schlüsselwerke, da ansonsten der Umfang eines Zeitschriftenaufsatzes mehrfach überschritten würde.

29 Vgl. zu den Ähnlichkeiten und Zusammenhängen zwischen den beiden Revolutionen in Frankreich und Polen N. Davies, *Europe: A history*, Oxford 1996, S. 691-692, 699-701, 715-722.

sein sollte.³⁰ Auch auf regionaler Ebene, im Großherzogtum Posen, setzte die polnische Nationalbewegung vor ihrem deutschen Pendant Impulse. In der Revolution von 1848 begann sich die deutschsprachige Bevölkerung in Reaktion auf die politischen und militärischen Aktivitäten der polnischen Nationalbewegung zu sammeln. Ähnlich verhielt es sich in Böhmen. Erst kam die Weigerung František Palackys, tschechische Delegierte nach Frankfurt zu entsenden, dann bildeten sich unter den böhmischen Deutschen Wahlkomitees für die Nationalversammlung in der Paulskirche.³¹ Das West-Ost-Verlaufsschema, das Theodor Schieder für die Nationalstaatsbildung in Europa und implizit für die Modernisierung schlechthin entwickelte,³² drehte sich in diesen Momenten also um.

Mit der Revolution von 1848 wandelte sich das Bündnis der deutschen und polnischen Nationalbewegung in ein Konkurrenzverhältnis. Das Beharren der Nationalversammlung von 1848 auf die Eingliederung der polnischen Gebiete³³ brachte die deutsche Nationalbewegung in strukturelle Abhängigkeit von der imperialen Herrschaft Preußens, und bestimmte auch das Wechselverhältnis des deutschen mit dem polnischen Nationalismus. In Böhmen entstand eine vergleichbare Konstellation. Während die deutsche Nationalbewegung nach 1848 in Preußen und Österreich einen imperialen, und daher politisch zunehmend konservativen Charakter annahm, konnten polnische und tschechische Aktivisten unabhängig von ihrer eigenen sozialen Herkunft eine demokratische und emanzipative Version des Nationalismus entwerfen. Dieser Gegensatz zwischen einer imperialen und zwei emanzipativen Nationalbewegungen verstärkte sich nach 1866 noch.

Die deutsche Einheit von 1871 beruhte auf der Kontinuität der Teilung Polens und stand damit in einem Zeitalter des Nationalismus legitimatorisch und politisch auf schwachen Füßen. Wie William Hagen vor zwei Jahrzehnten und vor kurzem Dieter Gosewinkel mit einem Blickpunkt auf das Staatsbürgerschaftsrecht dargestellt hat, war die polnische Frage ein wesentlicher Grund

30 Vgl. zur Nations- und Nationalstaatsbildung in Deutschland: D. Langewiesche, *Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa*, München 2000. Vgl. zu Polen N. Davies, *God's Playground. A history of Poland*, Bd. 2, New York 1982, S. 3-79.

31 Vgl. G. Cohen, *The Politics of Ethnic Survival: Germans in Prague 1861-1914*, Princeton 1981, S. 26.

32 Vgl. T. Schieder, *Typologie und Erscheinungsformen des Nationalstaats in Europa*, in: Theodor Schieder, *Nationalismus und Nationalstaat. Studien zum nationalen Problem im modernen Europa*, hrsg. von O. Dann u. H.-U. Wehler, Göttingen 1991, S. 65-86.

33 Vgl. dazu M. G. Müller u. a. (Hrsg.), *Die „Polen-Debatte“ in der Frankfurter Paulskirche*, Frankfurt a. M. 1991. Vgl. zur Revolutionszeit auch die Dokumente in: Reiner Pommerin/Manuela Uhlmann, *Einleitung*, in: dies (Hrsg.), *Quellen zu den Deutsch-Polnischen Beziehungen 1815-1991*, Darmstadt 2001, S. 30-35.

für die blockierte innenpolitische Entwicklung des Deutschen Reiches.³⁴ Schon der Kulturkampf war nicht nur ein Instrument zur Bekämpfung des Katholizismus, sondern gleichzeitig des Einflusses der polnischen Nationalbewegung.³⁵ Eine der ersten Maßnahmen war das Verbot der polnischen Sprache im Schulunterricht, das mit dem Ende des Kulturkampfes nicht zurückgenommen wurde. Bis zum Ersten Weltkrieg folgten Einschränkungen gegen das Polnische als Geschäftssprache, gegen die Versammlungsfreiheit, das Assoziationsrecht und die Beschäftigung von Polen im Staatsdienst. Die rechtliche Diskriminierung, die Polen zu Bürgern zweiter Klasse machte, wurde ab 1886 von der Ansiedlung ethnisch deutscher Bevölkerung in den Siedlungsgebieten der Polen begleitet, um sie dort in den Status einer Minderheit zu drücken. Diese Bevölkerungspolitik mit einem Ziel nationaler Homogenisierung kann man als Vorläufer späterer Aussiedlungen und Vertreibungen in Ostmitteleuropa betrachten.³⁶ Schließlich erließ die Regierung sogar ein Gesetz zur Enteignung polnischer Landbesitzer – ein klarer Bruch der Reichsverfassung. Diese Restriktionen betrafen im Laufe der Zeit der nicht mehr nur die Polen selbst, sondern das gesamte Reich. William Hagen bezeichnet die preußisch-deutsche Polenpolitik treffend als „eine der Verteidigungslinien der Monarchie gegen soziale und politische Modernisierung.“³⁷

Ein Kronzeuge für die Relevanz der polnischen Frage für die innere Entwicklung des Deutschen Reiches ist der Gründervater des historischen Vergleichs in Deutschland, Max Weber. Er widmete seine Antrittsvorlesung in Freiburg den Polen im Osten Preußens und erklärte, dass sie die deutsche Landbevölkerung verdrängten, weil sie als Rasse mit schlechteren Bedingungen leben könnten und zur Not „das Gras vom Boden essen“. Weber plädierte für eine Mischung aus Assimilation, Unterdrückung und Ansiedlungspolitik, wie sie später auch weitgehend in die Realität umgesetzt wurde.³⁸

34 W. Hagen, *Germans, Poles and Jews. The nationality conflict in the Prussian East, 1772–1914*, Chicago 1980, S. 199; D. Gosewinkel, *Einbürgern und Ausschließen. Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland*, Göttingen 2001. Vgl. hier zur rechtlichen Diskriminierung von Polen speziell S. 213–218.

35 Vgl. dazu L. Trzeciakowski, *Kulturkampf w zaborze pruskim*, Poznań 1970 (auf Englisch publiziert als: *The Kulturkampf in Prussian Poland*, New York 1990).

36 Vgl. P. Ther, *A Century of Forced Migration: The Origins and Consequences of „Ethnic Cleansing“*, in: Ders./A. Siljak (Hrsg.), *Redrawing Nations: Ethnic Cleansing in East-Central Europe*, Lanham 2001, S. 43–74, hier S. 48.

37 Hagen, *Germans, Poles and Jews* (Anm. 34), S. 199 (Übersetzung des Autors).

38 Vgl. *Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik. Akademische Antrittsrede von Dr. Max Weber o. ö. Professor der Staatswissenschaften in Freiburg i. B.*, Freiburg/Leipzig 1895, in: W. Mommsen (Hrsg.), *Max Weber. Schriften und Reden*, Bd. 4, 2. Halbband, *Landarbeiterfrage, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik*, Tübingen 1993, S. 535–574.

Neben den Franzosen waren die Polen außerdem ein Objekt der gesellschaftlichen Abgrenzung und damit der Schaffung eines deutschen Nationalbewusstseins, und zwar nicht nur im Osten. Gustav Freytag verbreitete den Antipolonismus in seinen Schriften im gesamten Deutschen Reich. Mit am deutlichsten tritt der damit verbundene Rassismus in dem 1855 publizierten Roman „Soll und Haben“, dem Bestseller des Kaiserreiches, zutage. Freytag zufolge gab es „keine Rasse, welche so wenig das Zeug hat, vorwärts zu kommen und sich durch ihre Kapitalien Menschlichkeit und Bildung zu erwerben, als die slawische.“³⁹ Nach Freytag besaßen die Deutschen daher ein Recht und die Pflicht, Polen zu „kolonisieren“. An seinem Roman läßt sich ablesen, dass die kolonialen Attitüden bereits voll entwickelt waren, ehe das Deutsche Reich Territorien in Übersee erwarb.⁴⁰ Bei Freytag zeigt sich zudem ein biographischer Zusammenhang zwischen internem und externem Kolonialismus. Während er sich in seinen jungen Jahren sehr stark mit Polen befasste, war er später ein prominenter Aktivist des deutschen Kolonialvereins.

Der Antipolonismus war mit einem steigenden Antisemitismus gekoppelt. Dies läßt sich erneut am Beispiel von *Soll und Haben* illustrieren. In Freytags Roman fungieren neben den unzivilisierten Polen vor allem betrügerische Juden als Gegenspieler der ehrlichen und bürgerlichen deutschen Hauptfiguren. Freytag setzt zur Kontrastierung von Deutschen und Juden ein geradezu infames Mittel ein. Er läßt die Juden deutsch sprechen, konstruiert ihre Sätze aber auf der Basis einer polnischen Syntax, die ihm aufgrund seiner Herkunft aus Kreuzburg in Oberschlesien vertraut war. Die deutschen Juden, die in Breslau, einem wichtigen Handlungsort des Romans, stark assimiliert waren, wurden „verostet“ und auf diese Weise aus der ethnisch definierten Volksgemeinschaft ausgeschlossen.

Wenn man dem Paradigma eines deutschen „Sonderwegs“ folgen will, muss demnach das konflikthafte Verhältnis mit Polen eine wesentliche Rolle spielen.⁴¹ Der Antipolonismus der Deutschen ist vor allem nach der Wende zwar zum Gegenstand zahlreicher Bücher geworden,⁴² dennoch flammte er in

39 G. Freytag, *Soll und Haben*. Roman in Sechs Büchern, Erster Teil, S. 394 in: Ders., *Gesammelte Werke*. Neue wohlfeile Ausgabe, Berlin u. Leipzig, ohne Jahresangabe.

40 Dies unterstützt Sebastian Conrads Plädoyer für die zentrale Bedeutung des Kolonialismus in der modernen deutschen Geschichte. Vgl. Sebastian Conrad, *Doppelte Marginalisierung* (Anm. 4).

41 Bei Wehlers Zusammenfassung über die Ursachen des Sonderwegs in der deutschen Gesellschaftsgeschichte werden sie indes nicht einmal erwähnt. Vgl. Wehler, *Dritter Band*, S. 1250-1295. Anders dagegen in seinem älteren Werk *Das Deutsche Kaiserreich*, S. 114-118.

42 Vgl. dazu u.a. H. Feindt (Hrsg.), *Studien zur Kulturgeschichte des deutschen Polenbildes. 1848-1939*, Wiesbaden 1995; K. Wajda, *Polacy i Niemcy. Z badań nad kształtowaniem heterostereotypów etnicznych*, Toruń 1991; H. Orłowski, „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polandiskurs in der Neuzeit, Wiesbaden 1996; H. v. Zitz-

der Debatte um die Freizügigkeit von Arbeitnehmern in der EU wieder auf. Antipolonismus als politische Überzeugung ist allerdings keine Erklärung für die Marginalisierung der Polen in den nationalen Meistererzählungen der Nachkriegszeit von Nipperdey bis Winkler. Mangelnde Kenntnisse polnischer Geschichte kann man gerade Hans-Ulrich Wehler nicht unterstellen, da er sich in seiner Dissertation und in weiteren Publikationen mit der Minderheitenpolitik im Kaiserreich und den deutsch-polnischen Beziehungen auseinandergesetzt hat.⁴³ Doch je mehr er sich zeitlich von diesen frühen Werken entfernte und sich der mehrbändigen deutschen Gesellschaftsgeschichte zuwandte, um so mehr gerieten die Polen aus dem Blick. Die Erklärung für diesen wachsenden Germanozentrismus liegt im implizit ethnischen Gesellschaftsverständnis der deutschen Sozialgeschichte. Werner Conze und Hans-Ulrich Wehler reflektierten in den 1960er Jahren zwar über die soziale Differenzierung von Gesellschaft, nicht aber über ihre sprachlichen, kulturellen oder ethnischen Grenzen.⁴⁴ Die Gesellschaft war somit ein Synonym für eine ethnisch definierte Nation und verband sich mit Vorstellungen räumlicher Geschlossenheit und sozialer Totalität. Aus diesem Grund gerieten die weichen Ränder der deutschen Gesellschaft innerhalb des Nationalstaats und dessen Minderheiten aus dem Blick.

Vor allem in den östlichen Gebieten des Reiches war es bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts nicht leicht bestimmbar, wer deutsch war oder sich als solches fühlte. In der alten Bundesrepublik wurde dieses Thema einfach damit erledigt, indem man davon ausging, dass die slawophonen Minderheiten, die sich nicht im nationalen Sinne als polnisch empfanden, sich weitgehend an die deutsche Mehrheit assimiliert hätten.⁴⁵ Jüngere Studien über die Sorben, Kaschuben, Masuren und Oberschlesier kommen zu differenzierteren, teilweise auch zu anderen Schlussfolgerungen.⁴⁶ Auch wenn sich die Menschen nach außen hin anpassten, so bildeten sich regionale Gemeinschaften, die man nicht von vornherein als Teil einer deutschen Gesellschaft betrachten kann. Insbesondere unter Katholiken, die mit einem slawischen Dialekt aufwuchsen, ent-

witz, Das deutsche Polenbild in der Geschichte, Köln 1991. Außerdem gibt es zahlreiche weitere Aufsätze, die hier aus Platzgründen ausgespart bleiben.

43 Vgl. u. a. H.-U. Wehler, Deutsch-Polnische Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Ders. (Hrsg.), Krisenherde des Kaiserreichs 1871–1918. Studien zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage, Göttingen 1979, S. 203–219.; Ders., Sozialdemokratie und Nationalstaat. Nationalitätenfragen in Deutschland 1840–1914, Göttingen 1971.

44 Vgl. W. Conze, Sozialgeschichte, in: H.-U. Wehler (Hrsg.) Moderne deutsche Sozialgeschichte, 2. Auflage, Köln 1968, S. 19–26.

45 Diese Ansicht findet sich stellvertretend für viele andere Autoren in Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Dritter Band, S. 962.

46 Vgl. u.a. H. H. Hahn/P. Kunze (Hrsg.), Nationale Minderheiten und Minderheitenpolitik in Deutschland im 19. Jahrhundert, Berlin 1999.

wickelte sich eine Resistenz gegenüber der protestantischen Mehrheitsnation und ihren Werten. Am meisten wurden noch soziale Aufsteiger integriert, doch diese blieben unter den verschiedenen Minderheiten stets eine kleine Gruppe.

Die Distanz der Mischbevölkerung von jenem Gebilde, das sie als deutsche Gesellschaft verstanden, kann man im wesentlichen auf die soziale Spezifik der deutschen Nationalbewegung in den östlichen Gebieten Preußens zurückführen, die dort einen imperialen Charakter hatte. Sie wurde vorwiegend von bürgerlichen Protestanten und Angehörigen des Staatsapparates und des Militärs getragen. Katholiken und die ländlichen und städtischen Unterschichten wurden weit weniger erfasst. Sie gerieten mit dem Kulturkampf und dem Sozialistengesetz in einen Gegensatz zu den Trägern des „Deutschtums“ und distanzierten sich von ihnen. Am deutlichsten wurde dies in der Zeit kurz nach dem Ersten Weltkrieg, als es vor allem in Oberschlesien Bestrebungen für eine Sezession von Deutschland gab.⁴⁷ Die Distanz von „den Deutschen“ führte allerdings nur selten zu einer Zuwendung zur konkurrierenden polnischen Nationalbewegung, so dass es sich bei der Mischbevölkerung in Schlesien und anderen Regionen nicht unbedingt um nationale Minderheiten handelt. Mit anderen Worten: Transnationalität existiert nicht nur „jenseits“, sondern diesseits des Nationalstaates.

Wenn man diese sprachlich häufig kreolisierte und multilinguale Mischbevölkerung berücksichtigt, dann verändert sich das Bild des Deutschen Reiches als Nationalstaat. Der Anteil der polnischen Minderheit an der Gesamtbevölkerung des größten Bundesstaates Preußen lag zwar nur bei etwa einem Zehntel. Rechnet man aber die mindestens ebenso zahlreiche Mischbevölkerung hinzu, dann wird deutlich, dass Preußen gerade in seinen östlichen Gebieten ein Nationalitätenstaat war, diese Realität aber anders als Österreich nicht akzeptieren konnte. Der Vergleich des Deutschen Reiches mit westeuropäischen Nationalstaaten beruht deshalb auf einer problematischen Eingruppierung. Selbst von Italien unterschied sich das Kaiserreich deutlich. Während Piemont nach der Einigung große Gebiete abtrat, brachte Preußen erst in den Norddeutschen Bund, dann in das Deutsche Reich Regionen ein, deren Bevölkerung auf eine lange Tradition von Eigenstaatlichkeit zurückblickte.

Die Verzahnung und Überlagerung verschiedener Parallelgesellschaften, einer deutschen, einer polnischen, in bestimmten Gebieten auch einer regionalen und in den Städten einer jüdischen, gehört zu den strukturellen Merkmalen

47 Vgl. A. Schmidt-Rösler, Autonomie- und Separatismusbestrebungen in Oberschlesien 1918–1922, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung, Heft 1 (1999), S. 1–49. Die regionalen und nationalen Identitäten der Oberschlesier werden außerdem thematisiert in: K. Struve/P. Ther (Hrsg.), Die Grenzen der Nationen. Identitätenwandel in Oberschlesien in der Neuzeit, Marburg 2002.

Ostmitteleuropas. Es spricht daher viel dafür, an deutsche Geschichte nicht mit einem prekären Borussismus ohne Polen heranzugehen, sondern sie zumindest bis 1945 in einem weiteren ostmittel- und osteuropäischen Kontext einzugliedern.

Erst durch den Holocaust, die massenhaften Vertreibungen unter den Nationalsozialisten und schließlich die weitgehende ethnische Homogenisierung Ostmitteleuropas endete das Zusammenleben von Deutschen, Polen, Tschechen, Juden und zahlreichen anderen Nationen im Osten des Kontinents. Doch paradoxerweise gelang nicht einmal den Nationalsozialisten die angestrebte völlige ethnische Entmischung der Deutschen und ihrer östlichen Nachbarn. Die Volksliste führte zur Inklusion zahlreicher Menschen, die dem Wahnbild einer rassistisch reinen deutschen Gesellschaft kaum entsprachen, und die polnischen Zwangsarbeiter wurden sogar ins deutsche Sozialversicherungssystem aufgenommen, obwohl es einfachere Methoden gegeben hätte, sie auszubeuten.⁴⁸ Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Deutsche und Polen, analog dazu auch Polen und Ukrainer durch massenhafte Deportationen und Vertreibungen endgültig getrennt. Doch durch die Vertreibung, die Spätaussiedlung und anschließend mehrere Wellen politisch motivierter Auswanderung kamen Millionen von Menschen aus dem Osten in die Bundesrepublik. Auch wenn das deutsch-polnische Zusammenleben erst wieder zu einer Normalität werden muss, so prägen diese Beziehungen beide Länder bis heute.

Österreich und Deutschland

Unabhängig davon, ob die einzelnen Studien komparativ angelegt waren oder nicht, ist die österreichische Geschichte in der Nachkriegszeit ebenfalls fast völlig aus der deutschen Geschichte verschwunden. Dieses Faktum geht auf ein stillschweigendes Agreement deutscher *und* österreichischer Historiker zurück, die Geschichte des jeweils anderen Landes ja nicht anzufassen. Politisch ist dieses Tabu wegen der fatalen Instrumentalisierung der großdeutschen Idee durch Adolf Hitler nachvollziehbar, wissenschaftlich aber nicht tragbar. James Sheehan hat bereits vor zwanzig Jahren darauf hingewiesen, dass österreichische Geschichte bis 1866 immer auch deutsche Geschichte ist.⁴⁹ Das gleiche ließe sich über tschechische Geschichte sagen, die allerdings

48 Vgl. dazu U. Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Bonn 1985, S. 92ff.; Ders. Nicht entschädigungsfähig? Die Wiedergutmachungsansprüche der Ausländer, in: L. Herbst/C. Goschler (Hrsg.), Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland, München 1989, 273-302.

49 Vgl. J. Sheehan, What is German History? Reflection on the Role of the Nation in German History and Historiography, in: Journal of Modern History 53 (1981), S. 1-23.

ähnlich wie die polnische aus sprachlichen Gründen überwiegend von Osteuropahistorikern erfasst wird. Obwohl Sheehan seine Auffassung Ende der 1980er Jahre in einer viel beachteten Monographie wiederholte, scheint ihm in Deutschland außer Dieter Langewiesche niemand richtig zugehört zu haben.⁵⁰ Auch nach 1866 kann man zwar vielleicht von einem „Ausscheiden“ Österreich aus Deutschland, aber nicht der deutschsprachigen Österreicher aus der deutschen Geschichte sprechen. Die Volksabstimmung für einen Anschluß im Jahr 1919 und dessen verhängnisvolle Realisierung durch Adolf Hitler im Jahr 1938 belegen dies auf einer politikgeschichtlichen Ebene.⁵¹ Doch schon für die Zeit davor ist die kontinuierliche Verbundenheit zwischen dem Deutschen Reich und dem Habsburgerreich im Bereich der Kulturgeschichte und der Intellectual History nachweisbar. Im Theater und in der Musik konnte Wien bis zum Ersten Weltkrieg seinen führenden Status als Kulturmetropole des deutschsprachigen Raums bewahren. Wie die reichhaltige Literatur über Wien im „Fin de Siècle“ belegt,⁵² reichte auch die intellektuelle Ausstrahlung – man denke nur an Sigmund Freud – weit über die Grenzen des Habsburgerreiches hinaus. Bis 1914 war die Verbindung Hamburg, Leipzig oder Berlin, Dresden, Prag, Wien und Budapest eine der wichtigsten Achsen für den Transfer von Waren, Ideen und Menschen in Europa. Es gab auch einen lebendigen kleinräumigen Austausch. Zum Beispiel war es völlig üblich, von Nordböhmen aus nach Dresden ins Theater zu fahren oder von Sachsen aus nach Böhmen zur Kur zu gehen. Auch die Entwicklung des Bergbaus und der Schwerindustrie in Oberschlesien, Österreichisch-Schlesien und in Nordmähren verlief nahezu parallel und ließ ein grenzüberschreitendes Revier entstehen. Selbst nach der Gründung der Tschechoslowakei blieb diese lange Grenze von Eger bis Ostrau durchlässig, und es kann daher nicht a priori vorausgesetzt werden, dass sie Gesellschaften begrenzte.

Es geht hier im übrigen nicht darum, eine „großdeutsche“ Geschichte wiederzubeleben. Die Baltendeutschen beispielsweise waren mit dem Deutschen Reich ähnlich eng verbunden. Daneben gab es noch zahlreiche andere Diasporen in Ostmittel- und Osteuropa, die letztlich nur mit einem transterritorialen Zugang zur deutschen Geschichte zu erfassen sind. Nicht immer und oft sehr spät entwickelten diese Minderheiten ein Nationalbewusstsein als Deutsche, so dass man sich vor einer retrospektiven Ethnisierung hüten sollte, doch das

50 Vgl. J. Sheehan, *German history, 1770–1866*, Oxford 1989, S. 908-909.

51 Vgl. dazu auch Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800–1866* (Anm. 19), S. 790 f. Grundsätzlicher mit dem Komplex der Nationsbildung und dem Verhältnis zu Österreich beschäftigt sich Langewiesche, *Nation, Nationalismus* (Anm. 30), S. 181-188.

52 Aus Platzgründen kann hier nur das Werk genannt werden, das im Ausland einen wahren Boom der Beschäftigung mit Wien um die Jahrhundertwende auslöste, Carl Schorskes Werk *Fin-de-siècle Vienna: politics and culture*, New York 1979.

gleiche gilt für die im Reich ansässige Bevölkerung, für die das Attribut „deutsch“ völlig selbstverständlich vergeben wird.

Die Öffnung der deutschen Geschichte für ihre österreichischen Anteile bietet auch eine Chance für ein anderes Verständnis von Modernisierung. Bislang verbanden sich mit diesem Begriff vor allem eine durchgreifende Industrialisierung mit all ihren sozialen und gesellschaftlichen Folgen und die Bildung eines modernen Nationalstaates. Preußen und das Deutsche Reich von 1871 sind nach dieser Lesart gewissermaßen das Zentrum der Moderne im mittleren und östlichen Europa gegenüber einem stärker agrarischen, schwächer zentralisierten und ethnisch gemischtem, ergo rückständigem Habsburgerreich. Wenn man allerdings die ländliche Modernisierung, ein behutsames Wachstum oder die Entwicklung des Dienstleistungssektors stärker in den Vordergrund stellt, was sich angesichts des Niedergangs der Schwerindustrie und des produzierenden Gewerbes seit den 1970er Jahren aufdrängt, dann verändert sich die Platzierung auf dieser Modernitätsskala. Auch für die Organisation und Eigendynamik eines multinationalen Herrschaftsverbandes wie der EU lässt sich von der österreichischen Geschichte vermutlich mehr lernen als vom Sonderweg eines angeblich moderneren Nationalstaates. Strukturell ist kein staatliches Gebilde der heutigen EU so ähnlich wie das einstige Habsburgerreich. Die Geschichte der Deutschösterreicher, die sich zahlenmäßig innerhalb des Habsburgerreiches in einer ähnlichen Position befanden wie heute die Deutschen in der EU, könnte ein Lehrbeispiel sein, wie das Zusammenleben mit anderen Nationalitäten organisiert werden kann, und vor allem, welche Fehler dabei zu vermeiden sind.

Wenn man noch einmal die tiefen Einflüsse zwischen der Nationsbildung, den verschiedenen Nationalismen, der Staatshildung, der nationalen Codes, klassenspezifischer Bewusstseinsformen und konfessioneller Identitäten von Polen, Tschechen und Deutschen (später auch Deutschösterreichern), darüber hinaus ihrer Kulturen rekapituliert und gleichzeitig die vielen Übergangszonen wie in Schlesien oder der Lausitz berücksichtigt, dann stellt sich die Frage, ob (national)staatliche Grenzen Gesellschaften und Kulturen tief genug trennten,⁵³ um eine internalistische Herangehensweise an die deutsche Geschichte zu rechtfertigen. Deutsche ist immer zugleich auch polnische, böhmische, seit dem Aufkommen der Nationalbewegung tschechische und selbstverständlich österreichische Geschichte. Diesen Fakt konnte man in der alten Bundesrepublik aufgrund der Randlage des Landes, der endgültigen Selbständigkeit Österreichs und der Ost-West-Konfrontation ausblenden. Heute, im vereinten Europa, ist das eigentlich nicht mehr möglich. Wobei der

53 Vgl. hierzu auch die interessante Überlegung über die Transterritorialität der griechischen Gesellschaft bei S.-S. Spiliotis, Das Konzept der Transterritorialität oder Wo findet Gesellschaft statt, in: GG 27 (2001), S. 480-488.

Schlüssel – das muss noch einmal hervorgehoben werden – in der grenz- und raumüberschreitenden Herangehensweise liegt.

Schlussfolgerungen für den Vergleich

Die hier präsentierten empirischen Belege für die enge Verwobenheit deutscher und ostmitteleuropäischer Geschichte werfen einige Fragen für die komparative Methode auf. Der Nationalstaat kann kein selbstverständlicher Zugang mehr für eine deutsche Geschichte mit einem sozial- oder kulturhistorischen Schwerpunkt sein. Auch eine als national verstandene Gesellschaft eignet sich aufgrund ihrer weichen Grenzen nur bedingt als ein Substitut. Für die Nationalgeschichte sind beide Probleme relativ leicht zu bewältigen, da sie von je her auf einer Reduktionsleistung zugunsten eines spezifischen Narrativs beruht. Man mag dann zwar vielleicht mit der Art der Reduktion nicht einverstanden sein, aber letztlich entscheiden der Autor und der Markt.

Ungleich größer ist die Herausforderung für Komparatisten, denn ihre Ergebnisse beruhen auf der Deduktion von verschiedenen Vergleichsobjekten. Wenn nur eine Fallstudie aufgrund ungenauer Vorkenntnisse falsche Ergebnisse erbringt, dann verliert der gesamte Vergleich seine Valenz. Wie eingangs dargestellt wurde, haben vergleichende Historiker in Europa den Nationalstaat und die Nation privilegiert. Doch sind Deutschland oder eine deutsche Gesellschaft überhaupt Untersuchungseinheiten, die sich aufgrund ihrer Größe und Komplexität sinnvoll vergleichen lassen?

Wenn eine längere zeitliche Periode und ein staatlicher Rahmen gewählt würde, dann muss auf jeden Fall die ständige Veränderung der äußeren Grenzen mit all ihren Konsequenzen für eine deutsche Gesellschaft einbezogen werden. Doch nicht nur die äußeren Grenzen, auch die inneren Grenzen der Gesellschaft befanden sich in Bewegung. Hier reicht die Bandbreite der zu untersuchenden Inklusions- und Exklusionsprozesse von den österreichischen Bürgern deutscher Sprache, den Diasporen in Ostmittel- und Osteuropa bis zu den nationalen Minderheiten und der Mischbevölkerung innerhalb des deutschen Staatsgebietes. Generell kann man feststellen, dass Polen, Tschechen und die deutschsprachigen Österreicher in der Moderne von außen und vor allem von innen die Entwicklung Deutschlands ganz wesentlich beeinflusst haben. Selbstverständlich ist die Beziehunghaftigkeit der deutschen Geschichte nicht auf eine ostmitteleuropäische Komponente beschränkt, die hier nicht zuletzt deshalb so ausführlich dargestellt wurde, weil sie in der Allgemeinen Geschichte der Bundesrepublik so konsequent unterbelichtet wurde. In anderen Bereichen und Regionen ist der Forschungsstand wesentlich besser. Zahlreiche Publikationen aus den vergangenen zwei Jahrzehnten haben gezeigt, dass die deutsche Geschichte sehr eng mit der französischen Ge-

schichte verflochten ist.⁵⁴ Im gesamten 20. Jahrhundert, insbesondere nach 1945, müssen auch die tiefgreifenden sowjetischen und amerikanischen Einflüsse beachtet werden.

Abstrakt betrachtet würde eine angemessene Berücksichtigung der wechselnden territorialen Konfigurationen, der inneren und der grenzüberschreitenden Einflüsse zu einer nicht mehr beherrschbaren Verkomplizierung aller vergleichenden Studien führen, die Deutschland oder eine deutsche Gesellschaft als Ganzes einbeziehen. Damit wären Kausalerklärungen wie zum Beispiel die verschiedenen Bestandteile der Sonderwegthese, also ein wesentlicher Zweck des Vergleichs,⁵⁵ stark erschwert. Das Problem mit der unbeherrschbaren Anzahl an Variablen lässt sich auch nicht lösen, indem ein stufenartiges Verfahren gewählt wird, also im Anschluss an einen traditionellen Vergleich eine transfergeschichtliche Ebene eingeführt wird.

Die Beziehungshaftigkeit gehört zu den wesentlichen Entwicklungsmomenten der deutschen Geschichte (und analog dazu anderen) in der Mitte des Kontinents. Für den Vergleich von Staaten und Gesellschaften innerhalb Europas heißt dies, dass äußere Einflüsse von Beginn an einzubeziehen sind, da sie die Entwicklung wesentlich prägten, wenn sie nicht sogar der wichtigste Entwicklungsfaktor der europäischen Geschichte überhaupt sind. Wenn man sich überlegt, warum Europa derart expandierte, im Laufe des 19. Jahrhunderts große Teile der Welt dominierte und maßgebliche technische Innovationen der Moderne wie die Eisenbahn auf den Weg brachte,⁵⁶ dann erklärt sich das zu einem erheblichen Teil aus der Kleinräumigkeit bzw. der ungewöhnlich hohen Intensität interkultureller Transfers in Europa. Auch wenn sich hier ein großes Forschungsfeld eröffnet, das die Intensivierung von Kommunikation als zentrales Element der Moderne begreift, so stellen sich bei der Darstellung dieser Verbindungen, Beeinflussungen und Interdependenzen große Probleme. Um auf das empirische Beispiel Deutschlands und Ostmitteleuropas

54 Auch hier kann der Stand der Literatur aus Platzgründen nur cursorisch wiedergegeben werden. Vgl. zur deutsch-französischen Verflechtungsgeschichte insbesondere die in Leipzig publizierte und inzwischen auf über zwanzig Bände angewachsene Serie der *Deutsch-Französischen Kulturbibliothek*. Außerdem wurden in Paris von Michel Espagne und Michael Werner zahlreiche Werke publiziert. Neben den bereits zitierten Sammelpublikationen zählen dazu u. a. M. Espagne, *Les transferts culturels franco-allemands*, Paris 1999; M. Espagne, *Le creuset allemand* (Anm. 8); B. Zimmermann u. a. (Hrsg.), *Le travail et la nation. Histoire croisée de la France et de l'Allemagne*, Paris 1999. Vgl. zu den französisch-deutschen Beziehungen auch H. Kaelble, *Nachbarn am Rhein: Entfremdung und Annäherung der französischen und deutschen Gesellschaft seit 1880*, München 1991.

55 Vgl. zum Vergleich als Weg zu Kausalerklärungen C. Lorenz, *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Köln 1997, S. 231-284.

56 Vgl. Dazu D. Landes, *Wohlstand und Armut der Nationen. Warum die einen reich und die anderen arm sind*, Berlin 1999.

zurückzukommen: Die Aufgabe einer Synthetisierung, einer knappen Darstellung, gerade für Lehr- oder Schulbücher, wird weit schwieriger, wenn die wechselnde territoriale Gestalt Deutschlands und der relationale Charakter seiner Geschichte angemessen berücksichtigt werden soll.

Ein bereits bekanntes Problem, das hier noch nicht angesprochen wurde, ist die interne Differenzierung größerer Staaten und Gesellschaften. Wenn man beispielsweise Baden und Westpreußen im späten 19. Jahrhundert gegenüberstellt, dann fallen starke Unterschiede auf. Auf der einen Seite steht ein fortschreitender Prozess der Demokratisierung und steigender Wohlstand. Auf der anderen Seite findet man eine traditionelle Agrargesellschaft, fast noch feudale Herrschaftsverhältnisse und um die Jahrhundertwende pogromartigen Ausschreitungen gegen Juden vor.⁵⁷ Nimmt man das Deutsche Reich als Basis eines Vergleichs, sind diese Unterschiede nur schwer zu überbrücken. Blickt man hingegen über die jeweiligen staatlichen Grenzen hinweg, stellt man etwa Westpreußen in Zusammenhang mit dem russischen Teilungsgebiet Polens oder Baden mit der angrenzenden Schweiz, dann ist eine Synthetisierung viel leichter möglich. Kann der Nationalstaat demnach so etwas wie eine vorgegebene Einheit des innereuropäischen Vergleichs sein?

All die genannten Probleme tangieren indes auch andere Makro-Einheiten des Vergleichs, insbesondere den Zivilisationsvergleich, für den in letzter Zeit vehement geworben wird.⁵⁸ Wenn Zivilisationen nicht als weitgehend abgeschlossene und scharf abgegrenzte Entitäten im Sinne von Samuel Huntington behandelt werden sollen, ist ebenfalls von einer Einwirkung einer kaum zu begrenzender Zahl externer Faktoren auszugehen. Dies gilt im besonderen für Europa, das in der Moderne in intensiven Kontakt mit allen größeren Zivilisationen der Welt kam. Es ist daher ein schwieriges Unterfangen, bestimmte Kulturgüter eindeutig als europäisch zu identifizieren. Ein weiteres Problem, das sich am Beispiel des Russischen Reiches zeigen lässt, ist die kaum mögliche Abgrenzbarkeit und Unterteilung von Zivilisationen. Jürgen Osterhammel plädiert in seiner jüngsten Monographie für eine Gegenüberstellung einer europäischen Zivilisation mit „nicht-westlichen Gesellschaften“, die „ganz Asien und Afrika“ umfassen sollen, nicht aber „neo-europäische Länder“ und ehemalige Kolonien mit einer überwiegend weißen Bevölkerung. Osterhammel erwähnt bezeichnenderweise das Russische Reich nur ganz am Rande,

57 Vgl. dazu C. Hoffmann, *Political Culture and Violence against Minorities: The Antisemitic Riots in Pomerania and West Prussia*, in: C. Hoffmann u. a. (Hrsg.), *Antisemitic Riots in Modern German History*, Ann Arbor 2002, S. 67-92.

58 Den Auftakt dazu setzte Jürgen Osterhammel vor einigen Jahren mit seinem programmatischen Beitrag *Sozialgeschichte im Zivilisationsvergleich. Zu künftigen Möglichkeiten komparativer Geschichtswissenschaft*, in: GG 22 (1996), S. 143-164. Für den Zivilisationsvergleich warb jüngst auch H. Kaelble, *Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1999, S. 79-92.

möglicherweise deshalb, weil es diese Einteilung der Welt sprengen würde. Russland ist alte europäische Kultur und neo-europäisches Land, das größte Land Europas *und* Asiens zugleich. Wo also soll man es verorten? Hartmut Kaelble behilft sich aus diesem Dilemma, indem er Russland und die Sowjetunion kurzerhand zu einer eigenen Zivilisation erklärt. Doch auch daraus ergeben sich zwei Probleme. Ähnlich wie im Falle der deutschen Geschichte müssten die sich stark verändernden Außengrenzen des Russischen Reiches berücksichtigt werden, die im 19. Jahrhundert nur wenige hundert Kilometer von Berlin entfernt lagen, 1917 fast tausend Kilometer nach Osten verschoben wurden um dann 1945 in Gestalt der Sowjetunion wieder bis an den Bug, eigentlich sogar bis an den Unterlauf der Elbe zu reichen.

Zudem wirft eine derartige Gegenüberstellung die Frage auf, wo genuine Mischkulturen wie zum Beispiel in der Westukraine verortet werden sollen, die heute vom Osten aus, viel länger jedoch aus dem Westen regiert wurde, in der die Unierte Kirche zwar dem östlichen Ritus folgt, aber Rom untersteht, und die gesamte geistige und materielle Kultur von Einflüssen aus dem Osten und dem Westen geprägt ist.⁵⁹ Eine nähere Betrachtung Osteuropas könnte auch die Sensibilität dafür schärfen, dass der Begriff der „Zivilisation“ seine Verbreitung westeuropäischen Aufklärern verdankt, die damit nicht nur Afrika, sondern auch Russland, den Balkan und lange Zeit Teile Ostmitteleuropas aus ihrem zivilisierten, frankozentrischen Europa ausschlossen.⁶⁰ Zivilisation ist ein Konstrukt, das Europa lange Zeit spaltete, ehe es der Legitimation der Kolonialherrschaft über große Teile „Außer-Europas“ diente. Indes wird der exkludierenden Funktion des Begriffs Zivilisation – auch innerhalb Europas – von den Protagonisten des Zivilisationsvergleichs vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn dem Verständnis europäischer Zivilisation ein westeuropäischer Normalweg mit dem Telos einer nationalstaatlich verfassten Moderne zugrunde liegt, wird diese Exklusion großer Teile Europas historiographisch fortgeschrieben.

Aufgrund der theoretischen und praktischen Probleme, die sich beim Vergleich größerer Einheiten unvermeidlich ergeben, spricht viel für komparative Studien auf einer Meso-Ebene. Mit Untersuchungsgegenständen mittlerer Reichweite wie beispielsweise Regionen, Großstädten, Institutionen oder sozialen Gruppen weit unterhalb der Marxschen Klassen könnten Komparatisten die Kritik von Alltags- und Mikrohistorikern am Vergleich entkräften. Sie bemängeln zu Recht, dass die Makro-Vergleiche der sechziger und siebziger Jahre zu groß angelegt waren, um spezifische Aussagen über die einzelnen

59 Die gemischte Prägung der Ukraine wurde zuletzt überzeugend dargelegt in: A. Kappeler, *Kleine Geschichte der Ukraine*, 2. Auflage, München 2000.

60 Vgl. L. Wolff, *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford 1994.

Vergleichsobjekte treffen und valide Erklärungsmodelle entwickeln zu können. Bei der Wahl von mittleren Untersuchungseinheiten wäre auch die Berücksichtigung einer beziehungsgeschichtlichen Ebene leichter möglich. Während Stadt- oder Regionalhistoriker ihre Untersuchungsgegenstände schon immer in den weiteren Kontext übergeordneter Strukturen einordneten und dieser Kenntnisstand für komparative Projekte genutzt werden könnte, wurden Nationalstaaten und Nationen viel zu lange als geschlossene Entitäten behandelt.

Die „Pariser Schule“ der Transfergeschichte hat genau hier ihre Kritik angesetzt. Mit zahlreichen Studien über kulturelle Transfers zeigte sie, dass die Entwicklung Deutschlands und Frankreichs in zentralen Bereichen wie der Kultur, den Universitäten und dem Sozialstaat eng miteinander verbunden war. Durch den Blick auf die Akteure von Transfers wurde eine rein strukturgeschichtliche Ausrichtung vermieden, die den historischen Vergleich geprägt hat. Dieser Ansatz erscheint daher für die Analyse der Verflechtung deutscher und ostmitteleuropäischer Geschichte übertragbar. Problematisch ist jedoch die bisherige Konzentration von transfergeschichtlichen Studien auf die Nation und den Nationalstaat als Referenzgrößen für Kulturtransfers, die jüngst auch noch ausdrücklich gestützt wurde.⁶¹ Zudem beruhen nicht nur die Studien über Kulturtransfers zwischen Deutschland und Frankreich, sondern auch jene mit einem regionalen Zuschnitt auf der von der Bielefelder Schule übernommenen Mental Map Deutschlands. Die praktischen Konsequenzen dieser theoretischen Schwächen können an einem Werk von Michel Espagne, einem langjährigen Protagonisten der Transfergeschichte, abgelesen werden. Espagne verharrt in seinem Buch über „deutsch-französische Kulturtransfers“ in dem 1866/71 entstandenen, Österreich ausschließenden Rahmen deutscher Geschichte und Kultur, der epochenübergreifend angewendet wird. Diese statische Raumvorstellung ist für einen Zeitraum vom 18. bis zum späten 19. Jahrhundert nicht nur anachronistisch, sondern verstößt auch gegen Espagnes eigenen Anspruch, eine Geschichte von Diskontinuitäten zu schreiben.⁶² Ein Leopold Sacher-Masoch, ein Franz Kafka oder ein Gustav Mahler lassen sich damit jedenfalls nicht erfassen. Kurz zusammengefasst steht die Transfer- und Verflechtungsgeschichte vor einer ähnlichen Herausforderung wie die Komparatistik: Alle relationalen Ansätze sollten Europa nicht epochenübergreifend in fest umrissene nationale Schubladen unterteilen, sondern die Nation und nationale Kulturen als einen Prozess begreifen statt als feststehende Einheiten, zwischen denen sich Gemeinsamkeiten, Unterschiede, Kulturtransfers und

61 Vgl. M. Werner/B. Zimmermann, Vergleich, Transfer, Verflechtung (Anm. 7), S. 626 und 629.

62 Dieser Anspruch wird gleich zu Beginn des Buches erhoben. Vgl. M. Espagne, *Les transferts culturels franco-allemands*, Paris 1999, S. 3.

Verflechtungen nachweisen lassen. Doch zum Teil besteht auch hierin schon große Einigkeit bzw. es existieren Vorbilder: Michel Espagne hat mit einer interkulturellen Geschichte Sachsens eine Monographie nachgelegt, die nicht mehr auf einem nationalgeschichtlichen Rahmen beruht.⁶³ Zudem sollte man anerkennen, dass die Transfergeschichte die Sensibilität von Komparatisten dafür geschärft hat, dass in der Beziehungshaftigkeit von Vergleichsobjekten ein wesentlicher Motor ihrer Entwicklung liegen kann.⁶⁴

Viele der vermeintlichen Gegensätze zwischen Gesellschaftsvergleich und Transfergeschichte lösen sich auf, wenn man die *Historizität des Vergleichens* beachtet.⁶⁵ Insbesondere im Falle räumlicher Nähe, aber auch über größere Entfernungen hinweg haben sich verschiedene Länder, Regionen, Städte, Gesellschaften und kleinere soziale Gruppen in der europäischen Geschichte miteinander verglichen. Wenn das eine Land sich als rückständig empfand, so hatte es immer ein anderes vor Augen, das als Maßstab und Vorbild diente.⁶⁶ Wenn eine Stadt ein neues Theater errichten ließ, konnte man darauf warten, dass andere Städte mit einem noch opulenteren Neubau gleichzuziehen versuchten. Das „Sich-Vergleichen“ ist in allen Perioden der europäischen Geschichte nachweisbar, bekam aber durch die ungeheure Verdichtung der inhereuropäischen Kommunikation im 19. Jahrhundert eine neue Dynamik. Diese Periode kann man deshalb als ein erstes Zeitalter der Europäisierung und Globalisierung bezeichnen.⁶⁷ Kulturtransfers nahmen nicht nur innerhalb Europas stark zu, sondern erfassten auch andere Teile der Welt, vor allem den atlantischen Raum.⁶⁸ Wie die Studien der erwähnten Pariser Schule gezeigt

63 Vgl. M. Espagne, *Le creuset allemand* (Anm. 8). In diesem Werk spricht sich Espagne auch gegen eine einseitige Privilegierung eines nationalgeschichtlichen Rahmens aus (die er indes mit der kleindeutschen Rahmensetzung und Kontextualisierung doch teilweise vollzieht). Vgl. ebd., S. 10 f. Den hier erwähnten Regionalbezug lösten Espagne und der Leipziger Historiker Matthias Middell zudem bereits einige Jahre zuvor ein in: M. Espagne/M. Middell (Hrsg.), *Von der Elbe bis an die Seine* (Anm. 8).

64 Inzwischen wird diese Ebene, die beziehungsgeschichtliche Komponente des Vergleichs, von maßgebenden Komparatisten einbezogen. Vgl. hier insbesondere J. Osterhammel, *Transkulturell vergleichende Geschichtswissenschaft* (Anm. 23), S. 42 f.

65 Für eine Vermittlung bzw. eine Verbindung ist jüngste eingetreten J. Kocka, *Comparison and Beyond*, in: *History and Theory* 42 (February 2003), S. 39-44. Vgl. für ein ähnliches und früheres Plädoyer: Middell, *Kulturtransfer und Historische Komparatistik* (Anm. 9), S. 38 f.

66 Am Beispiel Polens wird dies meisterhaft gezeigt in: J. Jedlicki, *A Suburb of Europe: Nineteenth-Century Polish Approaches to Western Civilization*, Budapest 1999.

67 Mit dem Begriff des Internationalismus wird dies grundlegend behandelt in: M. Geyer, J. Paulmann, *Introduction: The Mechanics of Internationalism*, in: Dies. (Hrsg.), *The Mechanism of Internationalism. Culture, Society and Politics from the 1840s to the First World War*, Oxford 2001, S. 1-26.

68 Mit einem ideengeschichtlichen Schwerpunkt zeigt dies: D. T. Rodgers, *Atlantic Crossings: Social politics in a progressive age*, Cambridge 1998.

haben, führte dieser Austausch nicht immer zu einer Imitation eines Vorbilds oder einer Konvergenz. Oft grenzten sich historische Akteure gegen ein bestimmtes Vergleichsobjekt ab oder bauten es als Popanz auf. Gustav Freytags Gegenüberstellung der angeblich nur aus Leibeigenen und Edelleuten bestehenden polnischen mit der bürgerlichen deutschen Nation belegt dies. Manchmal ergab sich auch der paradoxe Effekt, dass die Abgrenzung gegen ein bestimmtes Vorbild mittelfristig doch eine Konvergenz erzeugte. Die Konstruktion nationaler Kulturen in Deutschland und Ostmitteleuropa ist ein Beispiel hierfür.⁶⁹ Diese Transfers kann man nicht auf einer im engeren Sinne kulturgeschichtlichen Ebene nachweisen, sie waren auch ein wesentlicher Faktor der massenhaften Wanderungsbewegungen innerhalb des Deutschen Reiches, Europas und nach Übersee.⁷⁰ Eine Entscheidung zur Migration beruhte in der Regel auf einem Vergleich zwischen den Lebensbedingungen in der Heimat und in der Fremde.

Zweifelsohne standen bei diesem kulturell und durch Akteure vermittelten „Sich-Vergleichen“ andere Ziele im Vordergrund als die Herausarbeitung von Unterschieden und Gemeinsamkeiten oder generalisierende Schlussfolgerungen. Doch auch in einem wissenschaftlichen Vergleich geht es darum, die jeweils analysierten Objekte in Beziehung zu setzen. Ein Beispiel ist die Sonderwegsthese, mit der die deutsche Geschichte in einen gemeinsamen Rahmen mit Westeuropa oder „dem Westen“ gestellt wurde. Es spricht für den Erfolg des Unterfangens, dass hier Begriff sogar in die englischsprachige Geschichtswissenschaft einging und auf andere Länder wie zum Beispiel Österreich angewendet wurde. Prominente ungarische Historiker haben mit der Entwicklung einer ostmitteleuropäischen Sonderwegsthese nahezu zeitgleich mit der Bielefelder Schule Ähnliches versucht⁷¹ – ein Indiz dafür, dass letztere in eine spezifisch ostmitteleuropäische Wissenschaftskultur einzuordnen wäre.

Allerdings waren Historiker aus Ostmitteleuropa in der Vergangenheit oft weiter mit ihnen Reflektionen über die Beziehungshaftigkeit der eigenen Geschichte als ihre deutschen Kollegen. Der Tscheche Josef Pekař bemerkte bereits Ende der 1920er Jahre in einem bahnbrechenden Essay über „den Sinn der tschechischen Geschichte“, dass jene stärker von externen Einflüssen als

69 Vgl. am Beispiel der deutschen und tschechischen Oper P. Ther, *Geschichte und Nation im Musiktheater Deutschlands und Ostmitteleuropas*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 2/2002, S. 119-140.

70 Klaus J. Bade, *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 2000.

71 In westlichen Sprachen zugänglich ist u. a. J. Szücs, *Die drei historischen Regionen Europas*, Frankfurt a. M. 1990 [das ungarische Original erschien bereits 1983]; I. Berend, *History derailed: Central and Eastern Europe in the „Long“ 19th Century*, Berkeley 2002.

von endogenen Kräften geprägt worden sei.⁷² Für die deutsche Geschichte wäre dieser Befund aufgrund ihres imperialen Anteils zu modifizieren, dennoch fehlt auf wissenschaftlicher Ebene eine Reflektion darüber, dass Deutschland in der Moderne an mehr Länder grenzte als irgendein anderer Staat in Europa. Dies galt nicht für die alte Bundesrepublik, die durch den eisernen Vorhang und den Mauerbau von Ostmitteleuropa abgeriegelt war. Das Gegenteil trifft indes auf die DDR zu, die mit ihren östlichen Nachbarstaaten das Schicksal der sowjetischen Besatzung und eines oktroyierten kommunistischen Regimes teilte. Mit der Wiedervereinigung ist Deutschland heute geographisch wieder dort angekommen, von wo es die Nationalsozialisten in die Katastrophe führten. Deutschland grenzt seit 1990 an so viele Länder und Gesellschaften wie kein anderer Staat in Europa. Diese zentrale Lage, die nicht mit einer „Mittellage“ im geopolitischen Sinne zu verwechseln ist,⁷³ brachte schon in der Vergangenheit die Einwirkung zahlreicher externer Einflüsse mit sich, die allerdings wegen des Kalten Krieges und des vorherigen Nationalismus und Rassismus weitgehend in Vergessenheit geraten sind. Heute erscheint eine historische Reflektion über diese historische Verwobenheit in und mit Europa um so notwendiger, wenn aus der „Mittellage“ mehr und positivere Resultate entstehen sollen als die Xenophobie und Großmannssucht, die Deutschland vor hundert Jahren prägten. Durch die Wiedervereinigung teilt die Bundesrepublik außerdem mit seinen ostmitteleuropäischen Nachbarn das Erbe der kommunistischen Herrschaft. Wäre es also nicht angebracht, die Bundesrepublik ab 1990 zumindest in Teilen als ein Transformations- und Reformland zu betrachten, das letztlich vor ähnlichen Herausforderungen wie Polen, Ungarn und die Tschechische Republik steht? Auch wenn die alte Bundesrepublik mental längst im Westen angekommen sein mag, könnte ein solches Selbstverständnis durchaus zur Auflösung des viel lamentierten Reformstaus beitragen.

Das Argument, das hier nur für die deutsche und ostmitteleuropäische Geschichte geführt wurde, lässt sich auch auf andere Länder und Gesellschaften in Europa übertragen. Im Falle Polens liegt dies allein aufgrund der Teilung des Landes von 1795 bis 1918 auf der Hand. Polen war in dieser Zeit mit seinen großen Nachbarn auf eine besondere, unfreiwillige Weise verflochten, die

72 Vgl. J. Pekař, *Smysl českých dějin*, in: Ders., *O smyslu českých dějin*. Praha 1990, S. 383-405, hier S. 394-401. Der Aufsatz wurde erstmals 1928 publiziert. Der Text ist auf Deutsch zugänglich in: J. Pekař, *Der Sinn der tschechischen Geschichte*, in: Ders., *Tschechoslowakische Geschichte*, München 1988, S. 34-53.

73 Das Konzept der „Mittellage“ hat trotz seiner ideologischen Implikationen, die es als Instrument der Analyse als höchst problematisch erscheinen lassen, seit 1989 eine gewisse Renaissance erfahren. Vgl. G. Schöllgen, *Die Macht in der Mitte Europas: Stationen deutscher Außenpolitik von Friedrich dem Großen bis zur Gegenwart*, München 1992.

auch belegt, wie wichtig es ist, den Aspekt der Herrschaft und der Einseitigkeit von Beziehungen bei verflechtungsgeschichtlichen Studien mitzudenken. Doch auch die ethnischen Grenzen blieben vor allem nach Osten hin lange Zeit unscharf. Im Falle Polens und aller anderen slawischen Nationen spricht lange Zeit erhaltene Unschärfe der ethnischen und sprachlichen Grenzen zusätzlich für eine „Histoire Croisée“. Polen war nicht nur mit den benachbarten Großmächten, sondern vor allem mit der späteren Ukraine auf enge Weise verbunden. Wie Klaus Zernack in seinem großen Spätwerk gezeigt hat, ist auch die russische Geschichte ist ohne eine starke polnische Komponente nicht zu erfassen.⁷⁴ Zudem lassen sich derartige Verflechtungen selbstverständlich nicht auf die unmittelbaren Nachbarn beschränken. Russische Geschichte wurde maßgeblich von den wechselhaften Beziehungen mit „dem Westen“ geprägt, und selbst jene Strömungen, die diese Einflüsse ablehnten wie etwa die Slawophilen oder die Eurasier, konnten nur in Abgrenzung gegen den Westen entstehen.⁷⁵ Die gegenseitige Beeinflussung von Deutschland und Frankreich ist schon so grundlegend erfasst und erforscht worden, dass sich hier jede Ausflüge ins Detail erübrigen.

Eine derartige relationale Fundierung könnte zur Entwicklung einer europäischen Geschichte beitragen, die mehr ist als nur eine Kombination von Nationalgeschichten. Sie muss auch nicht eurozentrisch sein, da die Beziehungen mit anderen Kontinenten der Welt bekanntlich eine große Rolle für die Entwicklung Europas spielten und demzufolge a priori als ein gleichwertiges Objekt der Analyse zu betrachten sind. Eine derartige Beziehungsgeschichte ist nicht nur im Rahmen von Strukturen zu erfassen, sondern kann unter dem Stichwort des „Sich Vergleichens“ auf einer kulturgeschichtlichen und akteurzentrierten Ebene operationalisiert werden. Sie bietet zunächst vor allem die Chance, sich von einer internalistischen Sicht auf die deutsche Geschichte zu verabschieden und sie damit auf neue Weise in einen gesamteuropäischen und globalen Rahmen einzuordnen.

74 Vgl. als Beispiel einer Beziehungsgeschichte Polens und Russlands K. Zernack, *Polen und Rußland: zwei Wege in der europäischen Geschichte*, Berlin 1994.

75 Vgl. Zu den deutschen und französischen Einflüssen auf Russland K. Dmitrieva, M. Espagne (Hrsg.), *Transferts culturels triangulaires France – Allemagne – Russie* (Philologiques IV), Besançon 1996. Dieser Band ist auch deshalb von Interesse, weil hier versucht wurde, den bis dahin auf Deutschland und Frankreich fokussierten Ansatz der Transfergeschichte auf ein weiteres europäisches Land zu erweitern. Allerdings beruhen die Fallstudien bezeichnenderweise wieder auf dem zuvor problematisierten nationalgeschichtlichen Rahmen, der zudem das geteilte Polen und seine Rolle bei der Vermittlung westlicher Einflüsse nach Rußland zu sehr außer acht lässt.